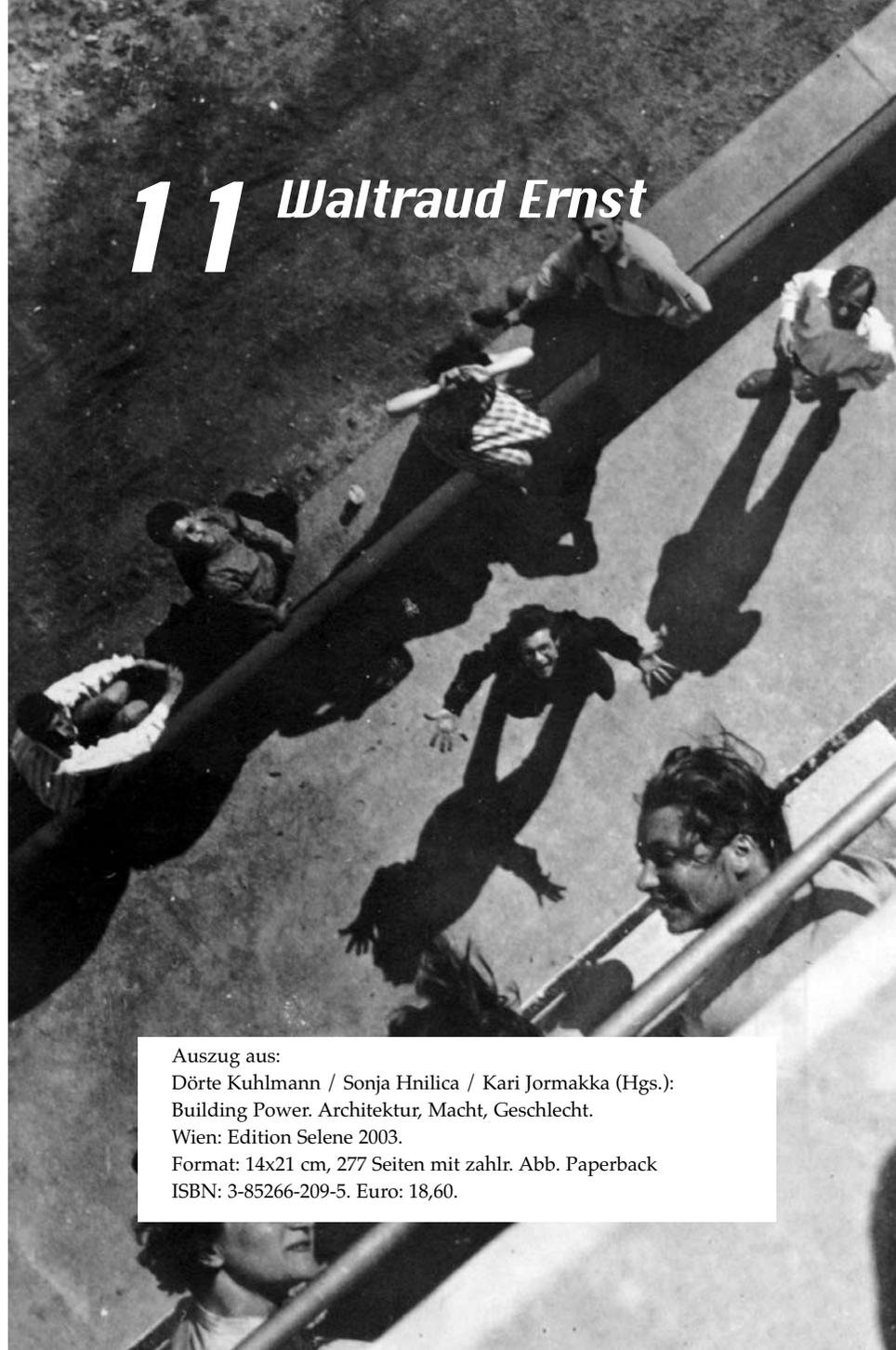


# 11 Waltraud Ernst



Auszug aus:  
Dörte Kuhlmann / Sonja Hnilica / Kari Jormakka (Hgs.):  
Building Power. Architektur, Macht, Geschlecht.  
Wien: Edition Selene 2003.  
Format: 14x21 cm, 277 Seiten mit zahlr. Abb. Paperback  
ISBN: 3-85266-209-5. Euro: 18,60.

## **Umkämpfte Räume: Die Stadt als Ort der Instan- zierung und Infragestellung von Geschlechterordnungen**

*„Offenbar ändert sich der Charakter des öffentlichen Raumes, je nachdem welche Tätigkeiten ihn ausfüllen, aber auch die Tätigkeit selbst ändert ihr Wesen, je nachdem sie privat oder öffentlich ausgeübt wird.“*

Hannah Arendt: *Vita activa oder vom tätigen Leben*, München, Zürich 1981, S. 47.

Diese Überlegung Hannah Arendts, wonach sowohl Räume als auch Tätigkeiten nicht aus sich heraus öffentlich oder privat sind, ihr Charakter sich vielmehr im Verhältnis zu ihrem Grad an Öffentlichkeit oder Privatheit verändern kann, möchte ich auf die Nutzung städtischer Räume beziehen. Städtische Räume stellen, wie Tätigkeiten, Ausdruck sozialen Lebens dar und werden in Auseinandersetzungen zwischen Personen, Gruppen und staatlicher Planung immer wieder neu definiert. Ich möchte untersuchen, inwiefern in der städtischen Raumordnung national und sexuell definierte Geschlechterordnungen sichtbar werden. Geschlechterordnungen interessieren mich in ihrer nationalen und sexuellen Dimension, da in den verschiedensten sozialen Diskursen über die Stadt in den letzten 150 Jahren – so haben die Recherchen zu diesem Aufsatz ergeben – sich die Kämpfe um Etablierung und Transgression städtischer Ordnung hier am stärksten zuspitzen. Daher möchte ich die Frage erörtern, inwiefern die Ordnungen der Stadt das Leben ihrer BewohnerInnen hierarchisch strukturieren und inwiefern nicht gerade die Stadt den Raum bietet, diese Ordnungen zu unterlaufen.

Einerseits scheint es, als würde in der Stadt die Unterteilung in öffentliche und private Räume am deutlichsten sichtbar: Öffentliche Straßen, Plätze, Parkanlagen und Gebäude für kulturelle Veranstaltungen, Schulen, Universitäten und Behörden stehen klar abgegrenzten privaten Wohnräumen in kleinen Eigenheimen oder ganze Straßenzüge umfassenden Mietshäusern gegenüber. Andererseits legt ein Blick in die

historische Städteforschung nahe, daß vor allem größere Städte mit steter Zu- und Abwanderung Orte oft rasanten sozialen Wandels darstellen, in denen strikte Trennungen und soziale Zuordnungen von öffentlichen und privaten Räumen immer wieder durchkreuzt und unterlaufen werden. Meine erste These lautet daher, daß die soziale Aufteilung des Stadtraums in öffentlich und privat keine permanente und statische ist, sondern von historisch spezifizierbaren AkteurInnen in sozialen Prozessen immer wieder unterwandert und neu hergestellt wird.

Die Ordnung der Stadt in öffentliche und private Räume scheint „vergessentlich“ zu sein: Wird in der modernen Stadt die Nutzung öffentlicher Räume für Männer zur Selbstverständlichkeit, so wird deren Nutzung durch Frauen oft als Bedrohung patriarchaler Ordnung beschrieben. Obwohl Frauen aus unterschiedlichen Gründen immer wieder, insbesondere in den Großstädten, Freiheit und Glück oder auch nur Abhilfe für ökonomische Not gesucht zu haben scheinen, weisen stadtplanerische Initiativen der letzten hundert Jahre wiederholt Versuche auf, Frauen einen allgemeinen Zugang zu öffentlichen städtischen Räumen zu erschweren und sie statt dessen auf eine Nutzung privaten Wohnraums einzuengen. Meine zweite These lautet daher, daß die Ordnung der Stadt in öffentlichen und privaten Raum entlang geschlechtlicher Zuordnung verläuft, die jedoch ebensowenig fix oder gar „natürlich“ ist, sondern immer wieder neu von den sozialen AkteurInnen ausgehandelt oder erkämpft wird.

Die geschlechtliche Raumordnung der Stadt scheint mit einer sexuellen Ordnung einherzugehen: Einerseits stellen die rigide städtische Trennung von öffentlichem, enterotisiertem Wirkungsraum und privatem, sinnlichem Wohnraum und deren geschlechtliche Zuordnungen die bürgerliche Basis heterosexueller Normierung erotischen Begehrens und eine Grundlage für die Aufrechterhaltung patriarchaler Familienordnung dar. Andererseits scheint gerade in der Großstadt eine Vielfalt sexueller Praktiken und Kulturen in mehr oder weniger privaten Räumen Platz zu finden. Daher lautet meine dritte These, daß es, trotz umfassender Möglichkeiten staatlicher Kontrolle, städtischer Planung und sozialer Normierung der öffentlichen und privaten Räume in der Großstadt, sozialen AkteurInnen gerade dort gelingt, nicht nur einer Vielzahl verschiedener sexueller Praktiken nachzugehen, sondern auch eine Vielfalt sexueller Kulturen zu pflegen und damit die sexuelle Ordnung städtischen Raums in Frage zu stellen.

Insofern nationalstaatliche Ordnungen insgesamt sexuelle Geschlechterordnungen entlang von Zuweisungen zu öffentlichen und privaten Räumen aufweisen, stellt sich die Frage, ob und, wenn ja, wie sich natio-

nale Raumordnungen in der Stadt ausdrücken. Einerseits bietet insbesondere die Großstadt nicht nur den kulturellen Ausdruck internationaler Vielfalt, sondern hat auch Bedarf an einer Vielzahl internationaler Arbeitskräfte, um eine optimale nationale Nutzung öffentlichen und privaten Stadtraums zu gewährleisten. Andererseits weisen städteplanerische Initiativen immer wieder Versuche auf, die lebendige Mischung von internationalen ZuwanderInnen und Ansässigen im öffentlichen und privaten Raum der Stadt durch rigide Ordnungen zu begrenzen, in denen Nationalität, Hautfarbe und Religionszugehörigkeit die wesentlichen Kriterien der Hierarchisierung bilden. Meine vierte These bezieht sich daher auf den Zusammenhang zwischen den lokalen Ordnungen der Städte und globalen nationalstaatlichen Ordnungen: In den öffentlichen und privaten Räumen der Großstädte verdichten sich die Hierarchien einer nationalen, rassistischen Geschlechterordnung, und gleichzeitig macht nicht zuletzt die globalisierte Wirtschaftsordnung ein Überschreiten nationalstaatlicher Ordnung in der Stadt geradezu notwendig.

Die Gestaltung städtischer Räume steht hier also weniger als Kunstwerk menschlichen Schaffens zur Debatte. Städte sind vielmehr Gegenstand dieser Untersuchung, insofern sie als dicht besiedelte Orte einen idealen Raum für staatliche Kontrolle und Regulierung sozialer Ordnungen darstellen – ebenso wie für deren Durchkreuzungen und Überschreitungen durch die Menschen, die sie bewohnen und beleben. Ich werde in diesem Aufsatz dafür argumentieren, daß gerade die durch die städtische Planung nicht vorgesehene Nutzung öffentlicher und privater Räume in der Stadt deren Lebendigkeit und Faszination ausmacht. Die einzelnen Thesen werden anhand sozialwissenschaftlicher Forschungsberichte über einzelne Städte, historischer und diskurstheoretischer Untersuchungen und Auseinandersetzungen feministischer Theorie in Architektur, Stadt- und Raumplanung erörtert.

Raumstrukturen sind hier also von Interesse, insofern sie der Materialisierung und der Symbolisierung von Geschlechterverhältnissen, sexuellen Praktiken und Kulturen sowie Verhältnissen von Migration und nationaler Zugehörigkeit dienen. Ich möchte untersuchen, wann und wie sie bestehende (Macht-)Verhältnisse bestätigen oder Raum bieten für deren Infragestellung. Wie ordnen Raumstrukturen Zugehörigkeit und Fremdheit, Zulassung und Abweisung? Ich möchte den Raum in Anlehnung an Irene Nierhaus „als kulturelle Konfiguration sozialer Beziehungen lesen und die räumliche Organisation der Gesellschaft als integralen Bestandteil der Herstellung sozialer Verhältnisse und nicht bloß als Ergebnis verstehen“.<sup>1</sup> Dabei interessiert es mich ebenso wie

Nierhaus, „nach den Mechanismen zu fragen, die unsere zwischenmenschliche Realität strukturieren, die Differenz produzieren und damit auch Architektur und Raum geschlechtlich ordnen“.<sup>2</sup>

Die Machtverhältnisse, die in den Kämpfen um städtische Räume zum Tragen kommen, werden hier nicht als totalisierendes System verstanden. Machtverhältnisse werden vielmehr in diskursiven Strategien und sozialen Praktiken untersucht, in der Gesamtheit von gesellschaftlichen Möglichkeiten von Normierung und Widerstand, in Form von Regeln und Gesetzen, alltäglichem Handeln und Selbstdisziplin.<sup>3</sup> In Anlehnung an Michel Foucaults Analyse betrachte ich Machtverhältnisse also als diffundiert in der gesamten sozialen Raumordnung, als existent auf allen Ebenen, im individuellen Körper, im Zuhause, am Arbeitsplatz und den in öffentlichen und privaten Räumen materialisierten Institutionen der Gesellschaft. Auf diese Weise kann eine Vielfalt von Untersuchungen zur städtischen Raumordnung als Ort der Instanziierung und Infragestellung von Geschlechterordnungen herangezogen werden.

#### **Geschlechterordnung in der Großstadt**

Aktuelle Diskurse über öffentliche städtische Räume, die für Frauen generell oder zu bestimmten Tageszeiten gefährlich oder unschicklich sind, bedienen sich einer städtischen Raumideologie, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts in Europa in Verbindung mit einer als natürlich definierten Geschlechterdichotomie verfestigte: Eine patriarchale Gesellschaftsordnung verwies Frauen der sich etablierenden Bourgeoisie mit einer neuen Sittlichkeitsideologie aus den öffentlichen Räumen der Stadt.<sup>4</sup> Elizabeth Wilson analysiert in ihrer wegweisenden Studie *Begegnung mit der Sphinx. Stadtleben, Chaos und Frauen* die widersprüchlichen Entwicklungen geschlechtlicher Raumordnung der Stadt anhand von Planungsberichten, Regierungsverlautbarungen, Zeitungsberichten und literarischen Quellen zu verschiedenen europäischen und US-amerikanischen Metropolen. Sie erörtert die verschiedenen Stadtplanungs-Bewegungen seit Beginn des 20. Jahrhunderts als Reaktion auf das unkontrollierte Anwachsen und das ungeordnete, kontrastreiche Leben in der Stadt im 19. Jahrhundert.

Die Sozialpsychologin und Literaturwissenschaftlerin stellt den bürgerlichen Mann als den eigentlichen Nutznießer dieser Entwicklung dar: „Sexuelle Unzufriedenheit und das Verfolgen sexueller Ziele außerhalb der Schranken der Familie gehörten zu seinen Hauptbeschäftigungen. Schon allein das machte die bloße Anwesenheit von Frauen in den Großstädten zum Problem. Die Großstadt ermöglicht ungehinderte sexuelle

Erfahrung; das Verbotene, das zugleich am meisten Gefürchtete wie Erwünschte, wird möglich.“<sup>5</sup> Sie sieht jedoch in einem prinzipiellen emanzipatorischen Potential der Stadt für Frauen den eigentlichen Grund für das weltweit verbreitete Phänomen, die Bewegungsfreiheit der Frauen innerhalb der Stadt in Begriffen von Schutz und Kontrolle zu regeln: „Städte bedrohen die Vorherrschaft des Mannes. Denn Städte gewährleisten individuelle Freiheit. Hier lösen sich die Bande von Familie und Klan, und es eröffnen sich wie von selbst Wege in die Freiheit.“<sup>6</sup>

Oft war es jedoch schlichte soziale Not, die Frauen und Männer im 19. Jahrhundert in großer Zahl in die Städte trieb. Wilson veranschaulicht, wie aufgrund der Verarmung der LandarbeiterInnen in England bei fortschreitender Aneignung kommunalen Landbesitzes durch die großen Grundbesitzer die Abwanderung in die Städte oft die einzige Aussicht auf eine Sicherung des Lebensunterhalts darstellte.<sup>7</sup> Dies bedeutete aber auch eine geographische Verlagerung der sich verschärfenden Klassengegensätze vom Land in die Stadt. Für die zugewanderten Frauen stellte neben der Beschäftigung als Arbeiterinnen in den Fabriken der wachsenden Industriestädte oder als Dienstmägde in bürgerlichen Familien die Prostitution oft die einzige Verdienstmöglichkeit dar, was Wilson insbesondere am Beispiel Paris deutlich macht: „Hauptsächliche Ursache der – weit verbreiteten – Prostitution war Armut; viele junge Frauen, und besonders allein Lebende ohne Familie, waren nah am Hungertod. Ebenso wie in London usurpierten die Männer die traditionellen weiblichen Arbeitsdomänen.“<sup>8</sup>

Bedeutete Prostitution in der Stadt für die einen ökonomisches Überleben, so bot sie für den männlichen Anteil der Bourgeoisie die Möglichkeit, die allzu enge Familienordnung zu überwinden. Dies legt die Autorin insbesondere am Beispiel Wien dar: „Ehen waren häufig geschäftliche Partnerschaften. Das bürgerliche Verhaltensmuster der späten Heirat setzte sich durch und verdammt unverheiratete Frauen der Mittelschicht zur Enthaltsamkeit, ihre zukünftigen Männer zum Verkehr mit Prostituierten.“<sup>9</sup> Dies möchte ich als Beispiel der bürgerlichen Doppelmoral interpretieren, wonach es für Männer durchaus möglich war, das ihnen zugeschriebene „natürliche“ sexuelle Verlangen durch die Dienste von Frauen anderer Gesellschaftsschichten im öffentlichen Stadtraum befriedigen zu lassen, ohne daß ihr Ansehen darunter litt. Die bürgerliche Frau konnte ihre ständig gefährdete Ehrbarkeit dagegen nur erhalten, indem sie gerade diese öffentlichen Räume nicht betrat, in denen ihre männlichen Gesellschaftsgenossen mit den „ehrlosen“ Frauen verkehrten. Auch in der bürgerlichen Öffentlichkeit, im Park oder Ballsaal, konnte sie kaum

selbständig, sondern quasi nur als „Beiwerk des Mannes“ erscheinen.<sup>10</sup> Diese Provokation für die strenge Sittlichkeitsordnung des bürgerlichen Heims und das offenkundige geschlechterpolitische Mißverhältnis kann als ein wesentlicher Anknüpfungspunkt bürgerlicher Frauenbewegung am Ende des 19. Jahrhunderts betrachtet werden.<sup>11</sup>

Die ökonomische Armut vieler StadtbewohnerInnen prägte große Teile des öffentlichen Raumes der Großstädte am Ende des 19. Jahrhunderts. Es entwickelten sich innerstädtische Slums, die als politische Bedrohung der bürgerlichen Gesellschaft zum „sozialen Problem“ wurden: „Die Häuser waren vernachlässigt, und das war wohl einer der Gründe, weshalb sich das Leben meist auf der Straße abspielte und die Menschen dort ihre Freundschaften, ihre Vergnügungen und ihre kollektive Identität fanden. Sie dort herauszuholen und in eine gesunde Umgebung zu verpflanzen schien eine richtige soziale und therapeutische Maßnahme, vor allem für jene, die in diesen Menschen eine Bedrohung der bürgerlichen Ordnung sahen.“<sup>12</sup>

Die britische Stadtplanungs-Bewegung und ihre Propagierung der „Gartenstadt“ am Anfang des 20. Jahrhunderts deutet Wilson nicht nur als Versuch, das Problem der sozialen und ökonomischen Ungleichheit mit Wohnungsnot und städtebaulicher Unordnung gleichzusetzen, sondern auch als Funktionalisierung des Motivs der sich ergänzenden Polaritäten zwischen Mann und Frau für das Verhältnis zwischen Stadt und Land: „Auf diese Weise wollte man die halbstarken Jungs und die halbseidenen Mädchen, die ränketollen Weiber und kriminellen Banden für immer vertreiben und sie durch eine Generation geordneter Familien und guter Bürger ersetzen. Eine strikte Zonierung der Nutzungen (Wohngebiet, Industriegebiet, Mischgebiet) und die englische Obsession für eine hohe Wohndichte in niedriggeschosigen Siedlungen sollten die endgültige Lösung für ‚das Problem Großstadt‘ erbringen.“<sup>13</sup> Die Autorin kritisiert die Konzepte der Arbeitersiedlungen mit deren Versprechen von Elektrizität und Hygiene einerseits als eine Einengung des Handlungsraumes von Frauen auf eine häusliche Ordnung und andererseits als gezieltes Mittel zur Entpolitisierung der gesamten ArbeiterInnenklasse.<sup>14</sup>

Die zweite Welle umfassender stadtplanerischer Bemühungen, die Frauen in die Vorstädte abzudrängen, datiert Wilson in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Unter der Vorgabe, eine Gesellschaft könne sich innerhalb der Großstadt nicht von den Zerstörungen von Naziherrschaft und Krieg regenerieren, wurden am Rand der Städte neue Siedlungen gebaut: „Nun schien es, als müßten die Frauen aller Schichten isoliert und ins häusliche Leben eingebunden werden, damit ihre Kinder gesund

heranwüchsen. [...] Die Art und Weise allerdings, mit der diese Rückkehr zur Normalität von Ministerien, Beamten und Wohltätigkeitsorganisationen organisiert wurde, zeigt eindeutig patriarchalische Ängste: Die Frauen waren während des Krieges zu stark geworden, und es gab uneheliche Kinder, Scheidungen und Geschlechtskrankheiten.“<sup>15</sup>

Diese Erneuerung einer „Normalität“ der Geschlechterordnung durch städtische Raumplanung brachte jedoch für das Leben in den Arbeiterwohnblocks an der Peripherie eine Monotonie, unter der vor allem diejenigen litten, die für dessen Funktionieren zuständig waren: „Das Leben dort war an Waschmaschine und Fernsehgerät gebunden, und das Geld kam aus der großzügigen Familienförderung, mit welcher der Staat die Frauen in ihre häusliche Sklaverei einpflochte.“<sup>16</sup> So können die nationalen Stadtplanungsansätze in Westeuropa und den USA in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts als gezielte Versuche betrachtet werden, Frauen aller Klassen sowohl aus den ökonomisch interessanten Produktionsbereichen als auch aus dem öffentlichen Lebensraum der Stadt insgesamt zu verweisen und sie auf die soziale Rolle der versorgenden Ehefrau und Mutter zu beschränken. Von neuem sollten sie bei der Gestaltung des öffentlichen Lebens der Stadt ausgegrenzt und diese den Bedürfnissen von Männern überlassen werden.

Feministische Kritik an der Stadtplanung und an der Architektur des sozialen Wohnungsbaus in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Westeuropa war daher von Anfang an zweidimensional. Sie bezog sich erstens auf die Monotonie der möglichen Lebensgestaltung in der vorgesehenen städtischen Raumaufteilung. Zweitens richtete sie sich gegen die Vorgaben möglicher Lebensgestaltung in den einzelnen Wohnungen selbst. Androzentrismus in der Raumplanung, also die von Männern an Männern orientierte Planung, wurde also sowohl im sogenannten privaten Wohnraum als auch in der Stadtplanung insgesamt analysiert.

Eine der Pionierinnen in diesem Zusammenhang in der BRD, Ulla Terlinden, kritisierte schon 1981 eine „räumliche Benachteiligung von Frauen“.<sup>17</sup> Sie machte deutlich, daß gerade Hausfrauen in Vorstädten als Versorgerinnen des Haushalts ein arbeitsbedingtes Bedürfnis nach Mobilität haben. Dem könnten sie aufgrund eines Verkehrs- und Versorgungssystems, das an den Bedürfnissen und Möglichkeiten individual-mobiler Erwerbstätiger orientiert sei, nur mit einem unzumutbaren Aufwand nachkommen. Auf diese Problematik wies ebenso die australische Techniksoziologin Judy Wajcman hin. Sie legte dar, inwiefern die Autokultur in der Stadt zusätzlich zu einer Verschärfung der ohnehin zumeist schlechteren Mobilitätsbedingungen von Frauen beiträgt. Dies zeige sich

in der geringeren Förderung anderer Verkehrsmittel ebenso wie in der vergeschlechtlichten Verteilung von Ressourcen. Darüber hinaus repräsentierten die Gestaltung der Autos selbst sowie die Bedeutung von Autos für die Straßenprostitution patriarchale Wert- und Lebensvorstellungen: „Die moderne Stadt ist außerdem um ein Transportmittel herum konstruiert worden, das im männlichen Interesse und zum Nachteil von Frauen organisiert wurde und dies auch reflektiert.“<sup>18</sup> Ihrer detaillierten Analyse des „vergeschlechtlichten Raumes“ folgte zunächst jedoch nur der allgemeine Aufruf, mehr Raum für Frauen zu schaffen.

Die feministische Kritik an der räumlichen Benachteiligung von Frauen im sogenannten privaten Bereich zielte entsprechend vor allem auf die Raumaufteilung in der Wohnung. Hier werde die soziale Hierarchie geschlechtlicher Arbeitsteilung vorausgesetzt und immer wieder hergestellt: „Die Wohnung ist im ‚Durchschnittsgrundriß‘ auf die Reproduktion der erwerbstätigen Männer zugeschnitten. Küche und Kinderzimmer sind so klein wie möglich geplant, nur Wohn- und Schlafzimmer, als Erholungsräume des Mannes, nehmen von der Quadratmeterzahl und Lage innerhalb der Wohnung eine bevorzugte Stellung ein. Daß die Frau sich ungestört von ihrer Arbeit erholt, ist von den Räumlichkeiten her ausgeschlossen, denn am Abend im Wohnzimmer oder im Schlafzimmer bestimmt weitgehend der Mann.“<sup>19</sup> Bei genauerem Lesen wird allerdings klar, daß das Problem hier weniger in der Aufteilung der Wohn- und Arbeitsräume als in der sozialen Interaktion darin zu liegen scheint.<sup>20</sup> Das häusliche Machtverhältnis suchte Ulla Terlinden, wie viele feministische Ansätze in den achtziger Jahren, mit einer sozialisationsbedingten weiblichen Fixierung auf die Beziehungsarbeit zu begründen: „So werden Mädchen zu freundlichen, sanften, emotionalen, nachgiebigen, rücksichtsvollen, anhänglichen Frauen erzogen, die nur für Mann und Kinder da sind und sich selbst wenig Bedeutung zuschreiben.“<sup>21</sup> Das Ergebnis dieser Analyse patriarchaler Wohnverhältnisse stellte eine Vergeschlechtlichung der Bedeutung des privaten Raums dar: Während der eigene Wohnraum für erwerbstätige Ehemänner also Rückzug, Entspannung und Erholung bedeutete, war er für Hausfrauen oder Heimarbeiterinnen der tägliche Arbeitsplatz, vor dem es nicht einmal ein Entkommen ins Wochenende gab.<sup>22</sup> Terlindens Minimalforderung lautete daher: ein „eigener Raum für die Frau“. Weiterreichend rief die Soziologin zur generellen Wahrnehmung von Frauen als relevante Faktoren in der Architektur privater Räume auf sowie zur Partizipation von Frauen in der Stadtplanung. Sie forderte die Bildung von Fraueninitiativen im Stadtteil sowie einen Frauenplanungsrat.

Diese Analyse, Kritik und Verbesserungsvorschläge Terlindens stellten vor 20 Jahren ein sicher nicht zu unterschätzendes emanzipatorisches Potential dar. Dennoch war ihre Perspektive auf mehrfache Weise problematisch. Terlinden ging von einer patriarchalen Familie als vorherrschender Wohn- und Lebensform aus, in der eine fixe, rigorose geschlechtliche Arbeitsteilung mit erwerbstätigem Ehemann und Vater sowie zugehöriger Hausfrau und Mutter praktiziert wurde. Obwohl sie deren prinzipielle Veränderbarkeit betonte, waren ihre Reformvorschläge dadurch gekennzeichnet, die von ihr konstatierte Unerträglichkeit dieser Lebenssituation für Frauen durch Eingriffe in die Raumplanung zu lindern. Dies bezeichnet Judith Lorber als Ansatz des sogenannten Reformfeminismus.<sup>23</sup> Die patriarchale Geschlechterordnung wird als so umfassend beschrieben, als gäbe es gar keine anderen Wohn- und Lebensformen, und als so beständig, als würde sich der Versuch einer Veränderung gar nicht erst lohnen. Dadurch wird das feministische Potential einer Sichtbarmachung und Aufwertung vielfältiger Wohn- und Lebensformen verschenkt und die Chance einer grundlegenden Transformation geschlechtlicher Arbeitsteilung und patriarchaler Familienordnung auf der konzeptuellen Ebene gar nicht erst angegangen.<sup>24</sup>

Für eine feministische Transformation von Wohnraum-Architektur und Stadtplanung war es daher notwendig, den Blick zu öffnen für Wohn- und Lebensformen, die jenseits patriarchaler Familienordnung stattfanden. In ihrer programmatischen Auseinandersetzung mit der Frage „Was ist feministische Architektur?“ übte Christiane Erlemann 1983 radikale Kritik an den Verhältnissen, die Frauen immer wieder in von Männern bestimmte Räume zurückverwiesen. Die Stadtplanerin sah angesichts der vielen Hürden, explizit für Frauen Partei zu ergreifen, die Notwendigkeit einer Orientierung feministischer Architektur an städtischen und vor allem auch sozialen Räumen, die Frauen ausschließlich mit Frauen nutzen: „Wer also wissen will, wie feministische Architektur aussehen könnte, muß dahin gehen, wo Frauen sich Raum geschaffen haben: in Stadt und Land; durch Anmietung, Kauf, Besetzung; mit den unterschiedlichsten Nutzungen: Frauenzentrum, Frauencafé, Frauenwerkstatt, Frauendisco, Frauengalerie, Frauenkneipe, Frauenbuchladen, Frauenkulturzentrum, Frauenwohngemeinschaft, Frauenhochschule, Frauenferienhaus, Frauenland .. Oder auch dorthin, wo es temporäre Raumeignung für Frauenaktivitäten gibt: Frauenmusikfestival, Frauenferienlager, Frauensommeruni, Fachfrauenkongresse ...“<sup>25</sup> Den Mut, traditionelle Wohnverhältnisse radikal in Frage zu stellen, sah

Erlemann ebenso wie die Arbeit an einer gemeinsamen Utopie als notwendige Basis für die Etablierung von Raumverhältnissen, die an den Bedürfnissen von Frauen orientiert sind.

Die sozialen Entwicklungen seit Erlemanns Aufsatz sowie die politische Kritik an der Orientierung feministischer Ideale an einer imaginierten Gleichheit unter Frauen haben die Etablierung einer solchen gemeinsamen Utopie jedoch als weder möglich noch wünschenswert erscheinen lassen. Die Voraussetzungen und Zielsetzungen einer solchen Utopie bezogen erstens die vielfältigen Lebensbedingungen, -interessen und -möglichkeiten von Frauen nicht ein und widersprachen zweitens einer pluralistischen Auffassung von befriedigenden Nutzungen städtischen Lebensraums durch Frauen.

Auf der praktischen Ebene bewies das Scheitern feministischer Modellversuche, kooperative Haushaltsgemeinschaften schon baulich anzulegen, für Judy Wajcman „die Unmöglichkeit, die Geschlechterbeziehungen von Klassen- und anderen Ungleichheitsverhältnissen zu trennen“.<sup>26</sup> Die Technologieforscherin ist darüber hinaus skeptisch, ob neue, egalitäre Bauweisen bereits existierende gesellschaftliche Ordnungen aus sich selbst heraus verändern können. Dennoch übt auch sie Kritik an der an Kernfamilien orientierten vorherrschenden modernen Wohnraumgestaltung, die keine Befriedigung der Wohnbedürfnisse der meisten heutigen Haushalte bietet, da sie nicht mehr aus solchen bestünden.

In ihrer aktuellen Studie *Verortungen. Geschlechterverhältnisse und Raumstrukturen* (1998) reflektieren Kerstin Dörhöfer und Ulla Terlinden die letzten Jahrzehnte feministischer Stadtforschung und -planung. Ausgehend von der Existenz eines Zusammenhangs zwischen der Position der Frauen im sozialen Geschlechterverhältnis und der Wohnweise in einer Gesellschaft sowie von einem Verständnis von Individualisierung als emanzipatorischem Konzept der Moderne, weisen sie auf einen Wandel in den Lebensverläufen von Frauen in den letzten zwanzig Jahren hin. Dieser läute eine neue Phase im Prozeß der Individualisierung ein und schlage sich in einem Wandel der Wohnweise nieder. Konkret bedeute die Entstandardisierung der weiblichen Normalbiographie eine Herauslösung aus den Rollen der Hausfrau, Gattin und Mutter, eine deutliche Steigerung des Anteils kinderloser Frauen und die Konzentration weiblicher Single-Haushalte in Universitätsstädten. Insbesondere in großstädtischen Regionen sei eine zunehmende „Verweiblichung“ der Haushaltsvorstände, „Doppel-Karriere-Beziehungen“, deren Lebensform familiensoziologisch als „Commuter-Beziehung“ bezeichnet wird, und ein häufigerer Wechsel zwischen verschiedenen Lebensformen im Verlauf eines Lebens

zu finden.<sup>27</sup> Dörhöfer und Terlinden sehen eine eindeutige Verbindung zwischen den Raumstrukturen der Großstadt und wechselnden Lebensformen, die sie auch an Ehescheidungsdaten festmachen: „Je dichter die funktionalen Verflechtungsräume sind, desto eher eröffnen sich Wege für neue und wechselnde Lebensformen.“<sup>28</sup> Der zusätzliche Trend zur Polarisierung in der Einkommensentwicklung, der nun auch Frauen betreffe, erfordere daher auch eine Entstandardisierung im Wohnungsbau: „Weibliche ‚Normalbiographien‘ verlieren langsam ihre Normalität, und die bürgerliche Wohnweise verliert an Bedeutung und Verbreitung.“<sup>29</sup>

Diesen Entwicklungen stehe das aktuelle Leitbild der Raumplanung „Leben in der Region“, das eine großflächige Trennung der Nutzungen propagiere, entgegen, da es diejenigen benachteilige, die aus verschiedenen Gründen ortsgebunden seien, und nur einer kleinen einkommensstarken Gruppe mit Ressourcen für hohe Mobilität entgegenkomme. Das Team aus Stadtplanerin und Stadtforscherin entwickelt daher drei verschiedene Szenarien, die alle an einer neuen Bewertung der Reproduktionsarbeit orientiert sind: Im ersten würde Hausarbeit entlohnt und dadurch die Wohnstätte zur Produktionsstätte: „Die Qualität der Infrastruktur und Erschließung privater Haushaltsproduktion wären Standortfaktoren, vergleichbar jenen im gewerblichen Bereich.“<sup>30</sup> Im zweiten Szenario gewinnt aufgrund der Beschäftigungskrise der Wohnbereich an Relevanz, da die Menschen dort ihre meiste Zeit verbringen: „Die ökonomische Wertschöpfung findet nicht mehr allein im hochrationalisierten Produktionssektor statt, sondern auch in den privaten Haushalten.“<sup>31</sup> In der dritten möglichen Zukunftsskizze sind Frauen wie Männer potentiell immer erwerbstätig und die Bereiche der Reproduktion und Regeneration organisatorisch und räumlich getrennt: „In welcher Haushaltskonstellation auch immer die Menschen leben, allein, als Paare, mit der Familie, in Wohngemeinschaften – ihre Wohnungen dienen allein der Regeneration (Erholung und Freizeit), die Orte der Reproduktion befinden sich anderswo.“<sup>32</sup> Alle drei Szenarien zielen auf eine Veränderung unseres Verständnisses vom Wohnen und setzen eine Aufhebung der geschlechtlichen Arbeitsteilung in bezahlte Produktion und unbezahlte Reproduktion voraus. Sie erfordern und ermöglichen raumplanerische Mischstrukturen mit vielfältigen Nutzungsmöglichkeiten, wie multifunktionale, gut ausgestattete Innenstadtgebiete sie aufweisen.

Im Sinne einer Dekonstruktion der klassischen Prinzipien und Ordnungen propagieren die Autorinnen am Ende ihrer umfassenden Studie eine „gewisse Deregulation“, sowohl was die Architektur betrifft als auch die Raumplanung. Es soll ein „Angebot variabel nutzbarer

Freiräume“ geschaffen werden: „Die Raumplanung setzt noch immer die Rahmen, das Gerüst sozusagen, sie sorgt dafür, daß eine Zugänglichkeit zu Fläche und Raum möglichst allen gleichermaßen gewährleistet wird. Die Prinzipien dabei sind Aneignung und Benutzbarkeit auch durch die gesellschaftlich Schwächeren, Wahlfreiheit und Chancengleichheit im städtischen und architektonischen Raum.“<sup>33</sup> Mit diesem Ergebnis schreiben die Wissenschaftlerinnen der Architektur und Raumplanung eine tragende Rolle in einem umfassenden sozialen und ökonomischen Demokratisierungsprozeß der Gesellschaft zu. Das Ziel wäre nicht mehr die Sicherung männlicher Herrschaft durch eine räumliche Materialisierung hierarchischer Geschlechterordnung, sondern gerade deren Abbau. In der Entwicklung feministischer Stadtforschung und -planung betrachtet, stellt dies eine weitreichende Radikalisierung der Kritik und eine Differenzierung der Perspektive dar.

### Sexuelle Ordnung im städtischen Raum

Die Frage, der ich in diesem Abschnitt nachgehen werde, ist, inwiefern der städtische Raum von einer sexuellen Ordnung durchdrungen ist. Hierfür ist es notwendig, die feministische Perspektive auf die Geschlechterordnung mit dem Blick der *Queer Theory* auf sexuelle soziale Formationen zu verknüpfen. In der neueren feministischen Diskussion werden Ansätze der *Queer Theory* aufgegriffen, welche die herrschende Geschlechterordnung als heterosexuelle Ordnung analysiert, die keineswegs natürlich in Personen angelegt ist, sondern mit erheblichem wissenschaftlichem und anderem kulturellen Aufwand als „natürliche“ – und daher auch normale – Ordnung hergestellt wird. Lesbische und schwule Lebensweisen werden dabei nicht als Utopie, sondern als immer schon gelebte Alternative zur staatlich verordneten Heterosexualität betrachtet.

Daraus ergibt sich für Judith Butler die Möglichkeit eines diskursiven Aufsprengens der „heterosexuellen Matrix“ einer biologistisch definierten Geschlechterordnung: „Wenn wir die Unverrückbarkeit des strukturalistischen Gesetzes in Frage stellen, das die biologischen Geschlechter kraft ihrer dyadischen Differenzierung innerhalb der heterosexuellen Matrix einteilt und begrenzt, dann wird das von den außergelegenen Regionen jener Grenzen her geschehen [...], und es wird die aufsprengende Wiederkehr des Ausgeschlossenen darstellen, die aus der inneren Logik des heterosexuellen Symbolischen heraus erfolgt.“<sup>34</sup> Das heißt, damit die scheinbare Natürlichkeit der heterosexuellen Geschlechterordnung als restriktive soziale Ordnung entlarvt und in Frage gestellt werden kann, ist es notwendig, auf eine aus der Norm ausgeschlossene

Vielzahl sexueller Praktiken und Identitäten hinzuweisen. Dies eröffnet eine neue Perspektive der Kritik an der beständigen Selbstverständlichkeit in der Stadt- und Raumplanung, von der patriarchalen Familie und der heterosexuellen Ehe als kleinster Wohneinheit auszugehen und Straßen, Plätze, öffentliche Institutionen, Fabriken und Büros als asexuelle Orte oder Orte potentieller sexueller Begegnung von ausschließlich zwei dichotomen, einander hierarchisch zugeordneten Geschlechtern als allgemeine Basis für die Stadtentwicklung vorauszusetzen.

Urbane Räume müssen Lawrence Knopp zufolge als auf vielfältige und komplexe Weise sexuell kodiert verstanden werden. Diese sexuellen Kodierungen drücken gesellschaftliche Konflikte und Widersprüche aus; sie betonen zum Teil erotische, zum Teil funktionale Vorstellungen von Sexualität, je nach betroffenem Stadtgebiet oder involvierter Gruppe. Die Kodierungen sind mit Machtverhältnissen verknüpft, die wiederum heiß umkämpft sind: „Die verschiedenen sexuellen Verschlüsselungen, die mit Städten assoziiert werden, sind Schauplätze *vielfältiger* Kämpfe und Widersprüche. Als solche tragen sie dazu bei, soziale Beziehungen unterschiedlicher Art (auch sexuelle Beziehungen) ebenso wie Raum selbst zu produzieren, zu reproduzieren und zu transformieren.“<sup>35</sup> Die Überlegungen Knopps bestätigen meine These von der Bedeutung sexueller Ordnungen in der Stadt sowie der Möglichkeit ihrer Transgression. Ebenso wie Knopp untersuche ich städtische Räume als soziale Produkte, in denen materielle Kräfte, die Macht von Ideen und der Wunsch, ihnen Bedeutung zuzuschreiben, untrennbar sind.

Vor diesem Hintergrund wird hier die Klassifizierung von Öffentlichkeit und Privatheit im Stadt- und Wohnraum als sexuelle Ordnung erörtert. Es wird untersucht, inwiefern der privateste Raum, der Wohnraum, nicht für alle gleich „privat“ ist. Insbesondere scheinen Personen zum Teil aufgrund sozio-ökonomischer Ungleichheit in so beengten Verhältnissen zu wohnen, daß von einem Rückzug ins Private in der eigenen Wohnung keine Rede sein kann. Ich möchte hier analysieren, wie sich die Bedeutungen von öffentlichen und privaten Räumen verschieben können, je nach der Positionierung in sexuellen Verhältnissen und Hierarchien von Personen, die diese Räume nutzen.

Arne Nilsson untersucht unter dem Titel „Creating Their Own Private and Public: The Male Homosexual Life Space in a Nordic City During High Modernity“ den Raum, in dem in Göteborg, Schweden, ein vielfältiges schwules Leben von den dreißiger bis in die fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts stattgefunden hat. Er identifiziert ihn mit Hilfe von Interviews mit zeitgenössischen Teilnehmern an diesem Leben als fast

ausschließlich aus Außenräumen wie Parks, öffentlichen Bedürfnisanstalten und Straßen bestehend. Dieses schwule Leben im Freien bestand nicht nur in erotischen, sondern auch in kulturellen und sozialen Begegnungen einer wachsenden Community an mehr und weniger privaten Plätzen. Der größte Teil dieses Außenraums war unsichtbar für solche Personen, die nicht am schwulen Leben teilnehmen wollten, zum Teil aufgrund örtlicher Trennung vom allgemeinen öffentlichen Raum der Innenstadt, zum Teil aufgrund von Dunkelheit. Schließlich war dieser Raum als zentraler schwuler Lebensraum für viele Leute, die nicht dazugehörten, aufgrund ihrer Ignoranz dem schwulen Leben gegenüber unsichtbar. Daraus ergab sich nach Nilsson eine ganz eigene Unterscheidung und Bedeutung von „öffentlich“ und „privat“. Privatheit und Öffentlichkeit wird hier als Verhältnis zwischen Insidern und Outsidern einer kommunalen Gruppe definiert: Räumliche Öffentlichkeit heißt Sichtbarkeit bzw. Zugänglichkeit für Outsider, Privatheit deren Fehlen oder sogar nur schlichtes Unverständnis für Outsider.

Zum Beispiel gab es eine bestimmte Runde durch eine Parkgegend in der Innenstadt, die Männer entlanggingen, wo sie einander trafen zum Plaudern oder für erotische Begegnungen. Diese Runde wurde nicht nur von sich selbst als schwul identifizierenden Männern besucht, sondern auch von solchen, die sich selbst als heterosexuell betrachteten und lediglich an einer schnellen sexuellen Begegnung interessiert waren. Nilsson begründet die große Zahl letzterer mit der strikten sozialen Kontrolle über junge Frauen, den vielen Matrosen in der Stadt – Göteborg war in dieser Zeit der wichtigste Hafen Skandinaviens – den Flüchtlingen aus von den deutschen Nationalsozialisten besetzten Gebieten – Schweden war eines der wenigen sicheren Länder Europas – und der schlechten ökonomischen Situation vieler Männer, die es ihnen weder erlaubte, zu heiraten noch Sex mit Prostituierten zu haben – der Anteil unverheirateter Männer zwischen 15 und 50 Jahren betrug 1935 in Göteborg 55 Prozent.

Aufgrund von beengten Verhältnissen im Wohnraum und einem generellen Verbot von Homosexualität in Schweden bis 1944 diente gerade der städtische Außenraum gleichzeitig als Freiraum und privater Raum für das schwule Leben: „So überwand Teilnehmer an der männlichen homosexuellen Welt die räumlichen Beschränkungen von „privat“ und „öffentlich“, welche in der Kultur des Mainstreams und der Gesellschaft als Ganzes vorherrschten, besonders aber jene der Kultur des Mittelstands. Sie schufen nicht nur einen Raum, der „private“ und „öffentliche“ Aktivitäten einschloss, inmitten dessen, was Leute als öffentlichen Raum betrachteten, sondern verstanden auch manche Aktivitäten als öffentlich,

die andere Leute für privat hielten. Ihre Welt und ihr Lebensraum hatte eine eigene Unterscheidung und Bedeutungszuweisung von „privat“ und „öffentlich“. Sie hatten (...) ihre eigene soziale Raumordnung.“<sup>36</sup> Es gelang den Partizipierenden unter eher feindseligen Bedingungen eine kollektive Nutzung öffentlichen Stadtraums für Geselligkeit und Erotik – Lebensbereiche, welche die herrschende bürgerliche Ordnung als deziert privat erachtete. Dies stellt nicht nur eine subversive Umdeutung bürgerlicher heteronormativer Stadtordnung dar, sondern deren – wenngleich lokal begrenzte – Überwindung und die Infragestellung der strikten Trennung privater und öffentlicher Tätigkeiten.

Das veränderte sich nach dem Krieg und im Laufe der fünfziger Jahre, als der Staat insbesondere wohnungsbaupolitisch drastische Maßnahmen zur Förderung der Geburtenrate setzte und damit eine offensive Familienpolitik betrieb. Diese resultierten nicht nur in neuen Vororten, die auf Kleinfamilien zugeschnitten waren, sondern auch in einem Diskurs über die fragwürdige moralische Qualität des Lebens in überfüllten Innenstädten: „Aus der bürgerlichen Perspektive war die Stadt etwas gefährliches; sowohl männliches homosexuelles Leben als auch ein beträchtlicher Teil des Lebens der männlichen Arbeiterklasse wurde mit der Stadt assoziiert und fand ja tatsächlich dort statt, in den Straßen. Beides bedrohte die dominante Raumverordnung des Mittelstands, die den Stadtraum in privat und öffentlich gliederte.“<sup>37</sup> Dies macht deutlich, daß es zu einfach wäre, die städtische Ordnung als simple männliche Ordnung zu bezeichnen. Die hier aufgezeigte Geschlechterordnung ist offensichtlich aufs engste verknüpft mit einer rigiden Klassen- und sexuellen Ordnung, die das herrschende männliche Subjekt als bürgerliches, heterosexuelles und in einem nationalen Sinne einheimisches spezifiziert und daher als eine numerische Minderheit in der Stadt ausweist.

Im Zuge der verbesserten Wohnraumsituation, der Legalisierung von Homosexualität zwischen Erwachsenen in Schweden und der Zerschlagung und Modernisierung vieler Treffpunkte begann sich die Performanz schwulen Lebens von Außenräumen in Innenräume zu verlagern, aus der Perspektive des Mainstreams gesehen, von der öffentlichen Sphäre in die private oder semiprivat: Es entstanden Bars und Clubs. Nilsson spricht von einer Normalisierung schwuler Raumordnung („spatialization“), die mit einer größeren Sichtbarkeit und Offenheit schwulen Lebens in der ganzen Gesellschaft einherging.

Hat sich der soziale Raum für erotische Begegnungen zwischen Männern (insbesondere solchen aus der Arbeiterklasse) also von einer extremen Konzentration auf und um sogenannte öffentliche städtische

Außenräume in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts hin zu privateren Innenräumen bis zum Ende der fünfziger Jahre verlagert, so können wir für den Ort potentieller erotischer Begegnungen zwischen Frauen (insbesondere für bürgerliche Frauen) eine – historisch verschobene – umgekehrte räumliche Bewegung konstatieren: Von einer extremen Konzentration ihres sozialen Raumes auf philosophisch begründete privateste Innenräume noch bis in die späten sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts eroberten Frauen in größerer Anzahl im Zuge der feministischen Bewegungen öffentlichere Räume, zum Studieren und Arbeiten, für Politik und die Gesundheit ihres Körpers und nicht zuletzt für ihre sexuelle Selbstbestimmung.

In ihrer Untersuchung über die Ursachen und Konsequenzen einer signifikanten Konzentration lesbischer Bewohnerinnen in einem New Yorker Stadtteil betont Tamar Rothenberg die Bedeutung sozialer Bewegungen für die Veränderung städtischen Raumes. Dabei widerlegt sie mit ihrer empirischen Studie verbreitete Annahmen in der einschlägigen Literatur, daß im Gegensatz zur Schwulenbewegung, im Zuge derer in vielen Städten in den letzten 30 Jahren ganze Stadtviertel in die Hand schwuler Männer gekommen seien, die Lesbenbewegung eine solche räumliche Mobilisierung lesbischer Frauen für ein nachbarschaftliches Wohnen in der Stadt nicht vorweisen könne.<sup>38</sup> Neben den relativ niedrigen Mieten um 1970, der schon vorhandenen Konzentration politischer AktivistInnen und der bestehenden sozialen Diversität der BewohnerInnen in bezug auf Hautfarbe, Herkunft und ökonomischen Status im Stadtteil nennt Rothenberg das Vorhandensein eines Frauenbuchladens und der *New York Women's School* als Gründe für dessen Attraktivität als Wohnort für Lesben. Doch den wesentlichen Grund für das Entstehen und das beachtliche Anwachsen dieser lesbischen Nachbarschaft im ausgehenden 20. Jahrhundert in den USA sieht die Autorin in der Effektivität von Mundpropaganda und Netzwerkbildung: „Daß die lesbische ‚Community‘ so groß geworden ist, wie sie ist, ist weitgehend ein Verdienst der Macht lesbischer sozialer Vernetzung. (...) Besuche zu Hause sind sehr reizvoll, weil es so wenige öffentliche und ‚private‘ Räume gibt, wo Lesben sich wohlfühlen können, wie sie sind; Freundinnen in der Nähe zu haben, wird daher umso wichtiger.“<sup>39</sup>

Das Bedürfnis lesbischer Frauen, in einer Gegend der Stadt zu wohnen, in der Lesben leben, ohne daß es im Stadtteil auch nur einen einzigen formal ausgewiesenen einschlägigen Ort gibt, begründen die Interviewpartnerinnen Rothenbergs mit der identitätsstärkenden Bedeutung kollektiver Raumeinnahme in einer ansonst nachhaltig

heterosexistischen Gesellschaftsordnung, die im alltäglichen Stadtleben sichtbar ist und einschüchternd wirkt. „Der unterstützende Kreis verschafft Erleichterung in einer ungebrochen heterosexistischen Gesellschaft und ermöglicht ihnen, sie selbst sein zu können und anderen Frauen als Freundinnen oder Liebhaberinnen zu begegnen. (...) Der Ort wird als identitätsstiftend erlebt und die Kollektivität der Identitäten verändert den Ort.“<sup>40</sup> Mehr und mehr, so beschreibt die Autorin die Entwicklung des Stadtteils, etabliert sich die Community auch im öffentlichen Raum als lesbische Nachbarschaft; durch Organisierung von lokalen Demonstrationen und Straßenfesten sowie durch die kollektive Förderung des Ankaufs eines Gebäudes für die „Lesbian Herstory Archives“.<sup>41</sup>

Die Wichtigkeit, öffentlichen Raum in der Stadt einzunehmen, ergibt sich Sally Munt zufolge vor allem für Personen und Gruppen, die von den rigiden sexuellen Normierungen der Gesellschaft marginalisiert werden: „Um der Konformität der kleinstädtischen Randbezirke zu entgehen, wurden Männer und Frauen im USA der Nachkriegszeit von den Innenstädten angezogen, um ihre ‚abweichende‘ Sexualität auszudrücken. Ihre neu erworbenen schwulen und lesbischen Identitäten waren überwiegend städtisch, sie entstammten den sozialen Geographien der Straßen.“<sup>42</sup> Der soziale Aspekt der Straße für die Konstituierung und Bestätigung der Performanz sexueller Identität wird noch deutlicher in Munts Erörterung der individualistischen Figur der lesbischen Flaneurin und der Analyse ihrer eigenen Geschichte: „Brighton konstruierte meine lesbische Identität, sie wurde mir von den raschen Blicken der anderen geschenkt und ausgetauscht in den Blicken, die ich ihnen zurückwarf, um auf der Straße durchzugehen – oder nicht.“<sup>43</sup> Die Performanz sexueller Identität ist aber nicht nur als lesbische oder schwule darauf angewiesen, sich im Blick der anderen zu konstituieren und zu bestätigen. Die Performanz (eindeutiger) sexueller Identität kann vielmehr als individuelles Bedürfnis und sozialer Zwang in mehr oder weniger öffentlichen Räumen betrachtet werden.

Die überzeugende Darstellung und Ausübung von Heterosexualität kann gerade auch an vorgeblich völlig entsexualisierten öffentlichen Orten die Voraussetzung für kollegiale Anerkennung oder selbstverständlicher Aspekt der Arbeit sein. Dies macht Linda McDowell in ihrer Studie verschiedener Versionen der Performanz heterosexueller Männlichkeit und Weiblichkeit unter den MitarbeiterInnen großer Bankhäuser in London deutlich: „In der körperlichen Kultur des Verhandeln und Verkaufens wird der kühlen Welt der Kapitalgesellschaften eine heroisi-

sche oder ‚macho‘ heterosexuelle Männlichkeit entgegengesetzt. (...) Auch für Bankiers gilt es, sich zu verkaufen, seinen Körper, seine Sexualität und Geschlechterdarstellung, das ist Teil des Berufs.“<sup>44</sup>

Doch ebensowenig wie der Arbeitsplatz als individueller Freiraum für den Ausdruck sexueller Existenz verstanden werden kann, sondern häufig einer strengen Normierung unterliegt, muß der eigene Wohnraum hinsichtlich der Überwachung einer Performanz (eindeutiger) sexueller Identität untersucht werden. Dies leisten Lynda Johnston und Gill Valentine in ihrer Analyse von Möglichkeiten und Grenzen der Performanz lesbischer Identität im Wohnbereich anhand von Interviews mit Lesben in England und Neuseeland. Darin wird deutlich, daß Lesben, vor allem wenn sie mit heterosexuell identifizierten Eltern, Geschwistern oder Kindern zusammenwohnen, ihre Darstellung und Ausübung lesbischer Identität stark einschränken oder sogar ganz darauf verzichten (müssen): „Das Zuhause kann für Frauen, die sich als Lesben identifizieren, ein Spannungsraum sein – ein Ort, wo das Ideal des Zuhauses als einem Ort der Sicherheit, Freiheit und Kontrolle der Realität des Zuhauses entgegentritt, in dem heterosexuelle Familienbeziehungen entscheidend sind und die Performanz lesbischer Identität einschränken.“<sup>45</sup> Doch sogar wenn Lesben miteinander wohnen, ergibt sich nach dieser Untersuchung für sie oft die Notwendigkeit, einschlägige Einrichtungsgegenstände, Utensilien oder Dekorationen aus der eigenen Wohnung oder dem Haus in der Befürchtung von Repression oder Gewalt seitens BesucherInnen zu entfernen oder zumindest zu verstecken. Andererseits nennen die Interviewten vielfältige Praktiken der Codierung von Gegenständen und identitätsstiftenden Symbolen, sodaß die Bedeutung der Codes nur für diejenigen ersichtlich sei, welche die lesbische Identität der Bewohnerinnen teilen.

In diesem Zusammenhang weisen Johnston und Valentine auf die Relativität und Komplexität der Kategorien Privatheit und Öffentlichkeit hin, insofern sie immer mit der Frage „Für wen und in welcher Hinsicht?“ konfrontiert werden müssen: „Die Privatheit eines Raumes ist daher nicht notwendigerweise dasselbe wie in einem Raum Privatsphäre haben. In diesem Sinne ist die Unterscheidung zwischen öffentlich und privat schwer zu bestimmen, da sie gleichzeitig auf vielfältigen Ebenen artikuliert wird.“<sup>46</sup> Das heißt, liberale Vorstellungen von der selbstverständlichen Privatheit eines Ortes, wie zum Beispiel der Wohnung, die unkontrollierte identitätsstiftende Selbstentfaltung implizieren, müssen hinterfragt werden. Denn die Ergebnisse der Interviewstudie von Johnston und Valentine ergeben ebenso wie jene von Nilsson, daß diese

liberalen Vorstellungen von Privatheit gerade nicht für alle notwendig in der Privatheit zugeordneten Orten, wie der eigenen Wohnung, gegeben sind, jedoch durchaus für manche an der Öffentlichkeit zugeordneten Orten, wie zum Beispiel Parks, hergestellt bzw. verwirklicht werden können. Doch es vermischen sich nicht nur die Kategorien von Öffentlichkeit und Privatheit, sobald normative Heterosexualität als einzige Perspektive sexueller Ordnung aufgegeben wird. Die Untersuchungen dieses Abschnitts machen deutlich, daß es den BewohnerInnen der Stadt trotz umfassender Möglichkeiten öffentlicher Stigmatisierung, Kontrolle und Planung immer wieder gelingt, nicht nur sehr unterschiedlichen sexuellen Praktiken nachzugehen, sondern auch eine Vielfalt sexueller Kulturen zu pflegen und damit die hegemoniale sexuelle Ordnung städtischen Raums selbst zu diversifizieren.

### **Nationale Ordnung in der Stadt**

Das soziale Raumverständnis in Europa ist seit der Konsolidierung der europäischen Nationalstaaten auf der Grundlage des Imperialismus und Kolonialismus im 19. Jahrhundert zunächst das eines homogenen nationalen Raumes, den es zu begrenzen und zu erweitern, jedenfalls gegen „Fremde“ zu verteidigen gilt. Dem gegenüber standen von Anfang an die Praktiken nationaler Ökonomien, bedarfsorientiert Arbeitskräfte außerhalb der nationalen Grenzen anzuwerben. Ebenso laufen dieser Raumideologie immer schon die individuellen Praktiken von Personen zuwider, auf der Flucht vor in diesem Zusammenhang auftretenden Not-situationen oder auf der Suche nach einem besseren Leben die Grenzen von Nationalstaaten zu überschreiten.<sup>47</sup> Die Großstädte erhielten dabei zunächst eine enorme Symbolkraft imperialer und kolonialer Macht, als konzentrierter Wirtschaftsraum stellen sie jedoch nach wie vor einen materialisierten Schauplatz für Kämpfe um nationale Hierarchien dar. In Zeiten wirtschaftlicher Globalisierung und des Aufstiegs einer sogenannten Informationsökonomie spielt das Aushandeln des Stadtraums entlang der Kategorien Zugehörigkeit und Fremdheit dafür eine wesentliche Rolle.

Die Stadtforscherin Saskia Sassen nennt neben der Zerlegung des Nationalstaats in vielfältige Bestandteile die „ganze Bandbreite an Aktivitäten und organisatorischen Arrangements, die für die Durchsetzung und Aufrechterhaltung eines globalen Netzes von Fabriken, Dienstleistungen und Märkten unerlässlich sind, [...] und die mit diesen Aktivitäten zusammenhängende soziale und politische Ordnung der Stadt“ als wesentliche Gründe für eine Fokussierung der Großstädte bei einer Unter-

suchung wirtschaftlicher Internationalisierung.<sup>48</sup> Sassen zufolge entwickelt sich die neue städtische Ökonomie vor allem als neue wirtschaftliche Ungleichheit. Die Kuratorin der Züricher Shedhalle, Marion von Osten, bestätigt diese Entwicklung: „Der Stadtraum segregiert sich dabei in gehobene Konsum- und Dienstleistungszonen, die durch private und öffentliche Sicherheitsdienste kontrolliert werden, und in Vierteln, in denen Niedrigstlohnempfänger (Putz-, Wart- und Zulieferarbeit, die vielfach von MigrantInnen ausgeführt werden), ohne deren Dienste die Zentren gar nicht funktionieren würden, sowie Jugendliche und Arbeitslose leben.“<sup>49</sup>

Eine Zuspitzung erfährt Osten zufolge diese sozioökonomische Ungleichheit durch eine Beschreibung dieser Orte in den Medien als „gefährliche Orte“, wobei MigrantInnen – nur noch dargestellt als „ausländische“ Drogendealer, Arbeitslose und Kriminelle – zum Problem im öffentlichen Raum der Stadt stilisiert werden. Die Autorin sieht gerade in dieser massiv negativen Repräsentationspolitik die Basis für rassistische Übergriffe durch die Polizei sowie für hysterische Angstphobien vor sogenannter Verslumung und Überfremdung, die an die Ausgrenzungs- und Integrierungsphantasmen des 19. Jahrhunderts erinnern.<sup>50</sup> Der enorme Gegensatz zwischen zwar schlecht bezahlter, für die städtische Ordnung jedoch unerlässlicher Arbeit von MigrantInnen und ihrer Stigmatisierung und Ghettoisierung in der Stadt verweist auf den allgegenwärtigen Gegensatz in modernen, nationalstaatlichen Demokratien zwischen ihren fortwährend rezipierten Freiheits- und Gleichheitsidealen und deren faktischer Uneingelöstheit.<sup>51</sup>

Diesen Zusammenhang bestätigt eine Interviewstudie von Encarnación Gutiérrez Rodríguez in Frankfurt am Main. Danach erfahren gerade EinwanderInnen aufgrund ihrer eigenen Biographie die Brüchigkeit einer „nationalen Zugehörigkeit“, stellen diese in Frage und suchen nach einer alternativen Verortung ihrer Identität. Dies wird am neuen Wohnort dadurch erschwert, daß EinwanderInnen als AusländerInnen ständig auf eine „ethnische Identität“ zurückverwiesen werden. Die Sozialwissenschaftlerin beschreibt dies als „Moment der Entortung“ oder als „Paradoxie ihrer Existenz, an einem Ort zu Hause zu sein und gleichzeitig keine offizielle Anerkennung staatlicherseits zu bekommen, aber auch im Alltag diese Zugehörigkeit nicht zu erfahren“.<sup>52</sup> Einer solchen „Entortung“ kann, der Analyse Rodríguez' folgend, nur durch eine „Politik der Örtlichkeit“ erfolgreich begegnet werden, einer „Praxis, die um ihre geographische und politische Verortung weiß und über diesen Standpunkt auch um die Verstricktheit und Widersprüchlichkeit eines Subjekts, das sich zwischen punktuellen und strukturellen

Veränderungsmöglichkeiten von Politiken bewegt“.<sup>53</sup> Eine solche Politik der Örtlichkeit, die Rodríguez als Ausweg aus individuellen Erfahrungen der Entortung in bestehenden Macht- und Herrschaftsverhältnissen sozialpsychologisch entwickelt, kann meines Erachtens als paradigmatisch für die kulturelle Produktivität betrachtet werden, welche die Stadt als lebendiger sozialer Raum möglich und notwendig macht.

Die moderne Großstadt als vorrangiges Ziel der Migration könnte daher, so ließe sich folgern, als transnationaler Ort im Nationalstaat betrachtet werden. Daß die quasi transnationale Stadt jedoch gerade als Ort des Exils entlang eher fixer Kategorien von Zugehörigkeit und Fremdheit strukturiert ist, entwickelt Dorothea Kress anhand ihrer Auseinandersetzung mit dem Spielfilm „J'ai pas sommeil“ von Claire Denis von 1994. Kress zufolge veranschaulicht dieser in Paris gedrehte Film Bezüge zu einer Version von Großstadt, „in der die große Stadt nicht mehr ein romantischer Erfahrungsraum ist, in dem das Individuum zu sich findet, sondern ein Raum, in dem es immer auch fremd und außen vor bleibt“.<sup>54</sup> Dabei scheinen auch in der „postmodernen“ Stadt nicht alle Individuen gleich große Chancen auf Selbstverwirklichung bzw. Entfremdung und Ausschluß zu haben. Es sind die ImmigrantInnen Daiga und Camille, anhand derer das Motiv des limitierten Lebens, d. h. der beschränkten Lebenszeit und der beschränkten Bewegungsfreiheit, abgehandelt wird: „In der begangenen Stadt heißt dies, daß für Daiga und Camille so gut wie keine öffentlichen Räume, statt dessen aber Transitorte wie Hotelzimmer und Straßen sowie die Wohnungen der Verwandten existieren.“<sup>55</sup> Die Autorin interpretiert dementsprechend die Aussage des Films, daß MigrantInnen über keinerlei öffentliche Gestaltungs- und Definitionsmacht verfügen, sondern, im Gegenteil, quasi ein „drittes Geschlecht“ personifizieren, nämlich hauptsächlich benutzbare und vermarktbarer Körper, deren Überleben in der transnationalen Stadt über die Ausbeutung ihrer körperlichen Arbeitskraft, über Pornindustrie oder Prostitution geregelt wird.

Diese Analyse drängt erneut die Frage auf, ob durch Stadtplanung reguliert werden kann, wer unter welchen Umständen im Stadtraum fremd und ausgeschlossen bleibt. Elizabeth Wilson gibt hier eine eindeutige Antwort: „Um den Städten das Überleben zu sichern, ist Planung notwendig – aber ihre Ziele müssen sich ändern. Bisher war Stadtplanung oft von Profitinteressen und dem Wunsch nach Kontrolle bestimmt. Nicht nur Schmutz und Krankheiten wollte man beikommen, sondern auch pflichtvergessenen Hausfrauen und streikenden Arbeitern. Der koloniale Gestus dabei war kaum verhüllt: Die Stadt sollte im

wesentlichen den weißen männlichen Angehörigen der Bourgeoisie vorbehalten sein, alle anderen waren nur geduldet. Das Ziel der Planung war, eine Stadt der Ordnung und Überwachung zu schaffen statt einer der Freude und der vielen Möglichkeiten.<sup>156</sup> Wilson weist hier auf die Möglichkeit einer geplanten Verortung von Pluralität in der Stadt hin. Das heißt, Stadtplanung ist weder ein unwillkürlicher Mechanismus noch ein rein kreativer individueller oder kollektiver Akt, der jenseits von politischem Handeln stattfinden könnte.

Dies bedeutet, daß städtische Raumplanung von Zielen strukturiert wird, die von den zuständigen sozialen AkteurInnen getragen werden bzw. bestimmt und verändert werden können. Das macht allerdings eine Selbstreflexion dieser AkteurInnen notwendig, sowohl bezüglich ihrer Arbeit als auch bezüglich der dieser zugrundeliegenden Vorstellungen von wünschenswerten soziopolitischen Ordnungen in der Stadt. Es macht notwendig, die alltägliche Arbeit ständig darauf hin zu hinterfragen, inwiefern Vorstellungen quasi selbstverständlicher städtischer Raumordnung von dominanten Hierarchien der Geschlechterordnungen, sexuellen, nationalen und Klassenordnungen gespeist sind. Es setzt darüber hinaus die Bereitschaft der AkteurInnen voraus, sich die Frage zu stellen, wie städtischer Raum geplant werden kann, der allen BewohnerInnen die gleiche Chance auf Partizipation, Sichtbarkeit und Vergnügen im öffentlichen Raum bietet sowie die gleiche Möglichkeit, Räume der Stadt zu nutzen, die Rückzug, Ruhe und Intimität gewähren.

### **Möglichkeiten (in) der Stadt**

Auf theoretischer Ebene läßt sich als Ergebnis der hier ausgeführten Überlegungen folgendes festhalten: Städtische Räume werden umkämpft als Orte von Steuerung des Auslebens und Deutens von geschlechtlich, sexuell und national definierter Individualität und Identität, vor allem aber auch von geschlechtlich, sexuell und national definierter Kollektivität. In diesen Kämpfen geht es um die Aufteilung und Eroberung der Stadt entlang hierarchisch strukturierter sozialer Machtverhältnisse, im Zuge derer Personen und sozialen Gruppen öffentlicher und privater Raum zugesprochen bzw. geschaffen oder abgesprochen bzw. entzogen wird. Unter Umständen tragen diese Kämpfe selbst zur Vereindeutigung sich wandelnder multipler Identitäten und Kollektive bei, indem sie eindeutige Identifizierungen verlangen. Mittels staatlicher Steuerung werden so Orte materieller und symbolischer Existenz und Ausdehnung in der Stadt hervorgebracht oder vernichtet. Auf diese Weise wird BewohnerInnen der Stadt nicht nur existentielle Grundlage

bereitgestellt oder eben nicht, sondern mittels gezielter Raumordnung auch ihr sozialer und symbolischer Ort in bestehenden Macht- und Herrschaftsverhältnissen fixiert, erweitert oder beschränkt.

Die Steuerung individueller und kollektiver Existenz und Performanz von Geschlecht, Sexualität und Nationalität im Stadtraum, so haben die hier dargestellten Untersuchungen gezeigt, ermöglicht und provoziert jedoch immer auch deren Verweigerung, Überschreitung und Infragestellung. Wer die Stadt als was und in welcher Form prägt, hängt nicht nur von der Aktivität städtischer und staatlicher Institutionen ab, sondern immer wieder in erheblichem Ausmaß von der Aktivität und Organisation einzelner Personen sowie kleinerer oder größerer sozialer Gruppen, die unterschiedlichen Kontinuitäten und Diskontinuitäten unterliegen. Ebenso wird die Definition von Öffentlichkeit und Privatheit städtischen Raums zwar zumeist institutionell festgelegt, wie öffentlich oder privat welche Räume genutzt werden und in welchem Sinne die Tätigkeiten, die darin ausgeübt werden, öffentlich oder privat sind, definieren letztlich jedoch auch die in der Stadt lebenden Personen und Gruppen.

Auf der praktischen Ebene möchte ich folgende Ergebnisse festhalten: Verschiedene geschlechtlich, sexuell und national definierte und sich selbst definierende Personen und Gruppen nutzen die Räume der Großstadt und geben ihnen eigene Bedeutungen, markieren sie mit ihrem Geschlecht, ihrer Sexualität, ihrer Nationalität. Diese Markierungen oder Bedeutungszuschreibungen sind nicht statisch und nicht immer öffentlich, sie verändern sich mit den Personen und Gruppen und im Zuge der architektonischen Eingriffe und staatlichen Regulierungen. Sie verändern sich in Prozessen der Stadtplanung und Stadtsanierung. Sie spiegeln Lebensbedürfnisse und Lebensstile der verschiedenen Personen wider, die eine Stadt bewohnen, und sind zum Teil nur für InsiderInnen einer bestimmten Gruppe sichtbar. Daher ist es notwendig, bei der Planung von urbanen Räumen BewohnerInnen aus möglichst verschiedenen sozialen Gruppen einzubeziehen. Denn den Erörterungen dieses Aufsatzes folgend, ist Stadtplanung eine direkte Materialisierung sozialpolitischer Steuerung, die auf ihre Ziele und Methoden hin ständig kritisch hinterfragt werden kann und muß, sollen in der Großstadt demokratische Ideale wie gleicher Zugang zur Selbstentfaltung realisiert werden und der Stadtraum ein lebenswerter Ort für Menschen mit möglichst vielen verschiedenen Lebensweisen und Bedürfnissen sein. Für eine demokratisch und pluralistisch orientierte Stadtplanung bedeutet dies, daß sie sich die Frage stellen muß, wie sie ein vielfältiges Leben in den öffentlichen und privaten Räumen der Stadt, das allen Beteiligten gleich viel Sicherheit und

Erfüllung ermöglicht, nicht nur nicht verhindert, sondern fördern kann. Konkret heißt dies auch, den Anteil an fixen, abgeschlossenen Raumkonstruktionen deutlich zu verringern und statt dessen vielfältig nutzbare Freiräume sowie Raum für unvorhergesehene, kreative Nutzungen durch einzelne oder Gruppen in der Stadt zu schaffen.

### Anmerkungen

Der Text ist die Ausarbeitung eines Vortrags im Rahmen der Ringvorlesung „Building Gender“ an der TU Wien. Sie wurde ermöglicht durch eine Hertha-Firnberg-Forschungsstelle des FWF am Institut für Philosophie der Universität Wien. Ich danke Elisabeth Aufhauser, Lilly Axster, Andrea B. Braidt, Kari Juhani Jormakka, Cornelia Klinger, Catharina Landström und Herta Nagl-Docekal für ihre hilfreichen Kommentare zu früheren Fassungen.

<sup>1</sup> Nierhaus, Irene, *ARCH6. Raum, Geschlecht, Architektur*. Wien 1999, S. 20.

<sup>2</sup> Ebd., S. 12.

<sup>3</sup> Vgl. Foucault, Michel, *Überwachen und Strafen*. Frankfurt/M. 1976.

<sup>4</sup> Vgl. Schulze, Eva, „Trautes Heim, Glück allein! Über die Domestizierung der Frau im Biedermeier“, in *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 4*. München 1980, S. 63–74. In der Tat wird das Biedermeier als Epoche betrachtet, die als Folge der politischen Restauration durch den Rückzug des sozialen Lebens in den privaten Bereich gekennzeichnet ist. Als Ideale ihrer seelisch-geistigen Grundlage gelten Häuslichkeit sowie Geselligkeit in Familie und Freundeskreis. (Vgl. *Meyers Großes Taschenlexikon*. Mannheim, Wien, Zürich 1981. Bd. 3, S. 226.)

<sup>5</sup> Wilson, Elizabeth, *Begegnung mit der Sphinx. Stadtleben, Chaos und Frauen*. Basel, Berlin, Boston 1993, S. 14.

<sup>6</sup> Ebd., S. 25.

<sup>7</sup> Vgl. ebd., S. 37–58.

<sup>8</sup> Ebd., S. 61.

<sup>9</sup> Ebd., S. 100.

<sup>10</sup> Vgl. hierzu auch Honegger, Claudia / Heintz, Bettina (Hg.), *Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen*. Frankfurt/M. 1984. Hunt, Lynn, *The Family Romance of the French Revolution*. London 1992.

<sup>11</sup> Vgl. Jackson, Margaret, *The Real Facts of Life: Feminism and the Politics of Sexuality 1850–1940*. London 1994. Göttert, Margit, *Macht und Eros. Frauenbeziehungen und weibliche Kultur um 1900 – eine neue Perspektive auf Helene Lange und Gertrud Bäumer*. Königstein/T. 2000.

<sup>12</sup> Wilson 1993 (s. Anm. 5), S. 120.

<sup>13</sup> Ebd., S. 115.

<sup>14</sup> Daß Raum nicht nur zugesprochen oder in Besitz genommen, sondern auch weggenommen werden kann, machte die Enteignung jüdischer EinwohnerInnen durch die Naziherrschaft in Deutschland und Österreich zwischen 1933 (1938) und 1945 deutlich: Sogar der privateste Raum, der Wohnraum, zum Schlafen, Essen, Lieben wurde enteignet.

<sup>15</sup> Wilson 1993 (s. Anm. 5), S. 125.

<sup>16</sup> Ebd., S. 130.

<sup>17</sup> Terlinden, Ulla, „Baulich-räumliche HERRschaft. Bedingungen und Veränderungen“, in *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 4*. München 1980, S. 53.

<sup>18</sup> Wajcman, Judy, „Architektur und Stadtplanung: vergeschlechtlichter Raum“, in Dies., *Technik und Geschlecht. Die feministische Technikdebatte*. Frankfurt/M., New York 1994, S. 165.

<sup>19</sup> Terlinden 1980 (s. Anm. 17), S. 50. Hier könnte überlegt werden, ob die Küche als Arbeitsplatz durch die hohen Kosten der Einrichtung eine symbolische Aufwertung gegenüber anderen Räumen in der Wohnung erfährt, welche die Absolutheit der Gegenüberstellung symbolischer männlicher Dominanz und weiblicher Unterdrückung in Frage stellt.

<sup>20</sup> Hier muß berücksichtigt werden, daß die „Herrschaft des Ehemannes“ in den privaten Wohnräumen unter Umständen nicht ganz ungebrochen war. Schließlich konnte die Hausfrau während seiner Abwesenheit über die Wohnung verfügen und sie zum Ehebruch, zum heimlichen Schwangerschaftsabbruch oder auch nur zum Austausch mit den Nachbarinnen nutzen. Das heißt, eine Reduktion von Hausfrauen auf einen passiven Opferstatus muß für das 19. wie für das 20. Jahrhundert in Frage gestellt werden.

<sup>21</sup> Terlinden 1980 (s. Anm. 17), S. 51.

<sup>22</sup> Daß der private Wohnraum aufgrund geschlechtlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse bis heute oft einen geradezu lebensgefährlichen Gewaltraum für Frauen darstellt, darauf weisen Berichte örtlicher Frauenhäuser immer wieder hin.

<sup>23</sup> Lorber, Judith, „Kontinuitäten, Diskontinuitäten und Konvergenzen in neueren feministischen Theorien und in feministischer Politik“, in *Feministische Studien 1*. 1998, S. 39–53. Lorber unterscheidet drei Ansätze bzw. Entwicklungsstufen feministischer Politik und Theorie seit 1970: erstens „Reform der Geschlechterordnung“, zweitens „Widerstand gegen die Geschlechterordnung“ und drittens „Rebellion gegen die Geschlechterordnung“.

<sup>24</sup> Vgl. Ernst, Waltraud, *Diskurspiratinnen. Wie feministische Erkenntnisprozesse die Wirklichkeit verändern*. Wien 1999, S. 231–241, für eine ausführlichere Erörterung dieser Problematik in feministischer Theorie.

<sup>25</sup> Erlemann, Christiane, „Was ist feministische Architektur?“, in Pusch, Luise F. (Hg.), *Feminismus. Inspektion der Herrenkultur*. Frankfurt/M. 1983, S. 287.

<sup>26</sup> Wajcman 1994 (s. Anm. 18), S. 154.

<sup>27</sup> Vgl. Dörhöfer, Kerstin / Terlinden, Ulla, *Verortungen. Geschlechterverhältnisse und Raumstrukturen*. Basel, Boston, Berlin 1998, S. 59–62.

<sup>28</sup> Ebd., S. 63.

<sup>29</sup> Ebd., S. 64.

<sup>30</sup> Ebd., S. 169.

<sup>31</sup> Ebd., S. 170.

<sup>32</sup> Ebd., S. 172.

<sup>33</sup> Ebd., S. 198.

<sup>34</sup> Butler, Judith, *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Berlin 1995, S. 34.

<sup>35</sup> Knopp, Lawrence, „Sexuality and Urban Space. A Framework for Analysis“, in Bell, David / Valentine, Gill (Hg.), *Mapping Desire. Geographies of Sexualities*. London, New York 1995, S. 153, m. Ü..

<sup>36</sup> Nilsson, Arne, „Creating Their Own Private and Public: The Male Homosexual Life Space in a Nordic City During High Modernity“, in Löffström, Jan (Hg.), *Scandinavian Homosexualities: Essays on Gay and Lesbian Studies*. New York 1998, S. 101, m. Ü..

<sup>37</sup> Ebd., S. 108, m. Ü..

<sup>38</sup> Gordon Brent Ingram, Anne-Marie Bouthillette und Yolanda Retter problematisieren in der Einleitung zu ihrem umfassenden Sammelband die in Lesben- und Schwulenforschungen und -bewegungen bislang vorherrschenden Geschlechterstereotypen, sowohl bezüglich angeblich geringerer Präsenz von Lesben im öffentlichen Raum als auch bezüglich dessen angeblich nicht existenter erotischer Besetzung durch Lesben. Ingram, Gordon Brent / Bouthillette, Anne-Marie / Retter, Yolanda (Hg.), *Queers in Space. Communities, Public Places, Sites of Resistance*. Seattle 1997.

<sup>39</sup> Rothenberg, Tamar, „And She Told Two Friends: Lesbians Creating Urban Social Space“, in Bell, David / Valentine, Gill (Hg.), *Mapping Desire. Geographies of Sexualities*. London, New York 1995, S. 177, m. Ü..

<sup>40</sup> Ebd., S. 179, m. Ü..

<sup>41</sup> Rothenberg diskutiert außerdem kritisch, inwiefern Lesben insbesondere durch lifestyle-bedingten häufigen Wohnungswechsel zur Mietpreiserhöhung im gesamten Stadtteil beigetragen haben und damit wiederum zur eigenen Verdrängung. (Ebd., S.177–179.)

<sup>42</sup> Munt, Sally, „The Lesbian Flâneur“, in Bell, David / Valentine, Gill (Hg.), *Mapping Desire. Geographies of Sexualities*. London, New York 1995, S. 118, m. Ü..

<sup>43</sup> Ebd., S. 115, m. Ü..

<sup>44</sup> McDowell, Linda, „Body Work. Heterosexual Gender performances in City Workplaces“, in Bell, David / Valentine, Gill (Hg.), *Mapping Desire. Geographies of Sexualities*. London, New York 1995, S. 85, 93.

<sup>45</sup> Johnston, Lynda / Valentine, Gill, „Wherever I Lay My Girlfriend, That's My Home: The Performance and Surveillance of Lesbian Identities in Domestic Environments“, in Bell, David / Valentine, Gill (Hg.), *Mapping Desire. Geographies of Sexualities*. London, New York 1995, S. 103, m. Ü..

<sup>46</sup> Ebd., S. 100, m. Ü..

<sup>47</sup> Vgl. Brah, Avtar, „Diaspora, Grenze und transnationale Identitäten“, in Biemann, Ursula (Hg.), *Been there and back to nowhere. Geschlecht in transnationalen Orten. Postproduction documents 1988 – 2000*. Berlin 2000, S. 28–40. Eine ausführliche Erörterung, inwiefern aktuelle Migrationsbewegungen Definitionen nationaler Räume insgesamt in Frage stellen, bietet Avtar Brah in ihrem Buch: Brah, Avtar, *Cartographies of Diaspora. Contesting Identities*. London, New York 1998. Für eine Erörterung der Auswirkungen der Kolonialisierung auf die Geschlechterverhältnisse und die heutige Migration vom Land in die Stadt in Afrika und Lateinamerika am Beispiel MoVambiques und Jamaikas vgl. Misteli, <Miguel> Marguerite, „Die Hälfte des Bodens den Frauen. Betrachtungen zur Nutzung und Planung des Raumes durch Frauen im Nord-Süd-Kontext“, in *Olympe. Feministische Arbeitshefte zur Politik*. Heft 6, Dezember 1996, S. 16–25.

<sup>48</sup> Sassen, Saskia, *Metropolen des Weltmarkts. Die neue Rolle der Global Cities*. Frankfurt/M., New York 1996, S.19

<sup>49</sup> Osten, Marion von, „Die Stadt, das Geld und die Sicherheit“, in *Olympe. Feministische Arbeitshefte zur Politik*. Heft 6, Dezember 1996, S. 103–104.

<sup>50</sup> Vgl. ebd., S. 104.

<sup>51</sup> Vgl. hierzu auch Knopp 1995 (s. Anm. 35), S. 154–155.

<sup>52</sup> Rodríguez, Encarnación Gutiérrez, „Raum- und Ortskonzepte intellektueller Migrantinnen“, in Andres-Müller, Heide u.a. (Hg.), *ORTSveränderungen. Perspektiven weiblicher Partizipation und Raumanneignung*. Königstein 1999, S. 66.

<sup>53</sup> Ebd., S. 69.

<sup>54</sup> Kress, Dorothea, „Ein Drittes Geschlecht? Überlegungen zum Spielfilm J'ai pas sommeil“, in Andres-Müller, Heide u.a. (Hg.), *ORTSveränderungen. Perspektiven weiblicher Partizipation und Raumanneignung*. Königstein 1999, S. 203.

<sup>55</sup> Ebd., S. 201.

<sup>56</sup> Wilson 1993 (s. Anm. 5), S. 158.